

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 511. Ichtern sin jeht auch wider gepähst und wisse Se was, ich hen ganz dran vergesse. Da kann mer sehn, daß mer alt werd un daß mer sich nit mehr mit die alle Gebräuche verhehn dühn, wo einem in die alte Kontrie lieb un werth un theuer oder edspensiv, wie mer auf deutsch sage duht, ware. Was war das for e Zeit, die selige fröhliche Jhrtzeit. Schon Woche vorher hat mer lamentirt, daß die Na dazu sehn sollt, daß der Jhrt Rabbitt komme duht. Was ware mit for gute Bunde und Mederker, all hen mer uns besetzt als ob es Krampf war un wann dann der Jhrttag komme is, dann is mer schon Morgens in alle Früh aus den Bett un in die nadige Behrtet un mit nids an als sei Reitzgann, ka mer in das Haus un in die Jhrt erim gelaufe un hen nach die Jhrtrehts gesuch. In den dämpe Gräs hen mer am mehrte gesuch; jedes Gräsälmdche hen mer erum gedreht un was hen mer uns gestreut wenn mer eins von die schöne gelwe mit Orijens gefüllerte Ghts gesunne hen! Jedes hat e kleines Bästet gehabt un da sin die Ghts enegelegt worden. O du mei, was is das für en Fonn un e Vergnige gewese, wenn mer so mit e ganze Bästet voll Ghts widder ins Haus is! Dann hat als e Ruhl e Zeit gefahrt. Wer hat es doch nit den Weg erreichte könne, daß eins so viel Ghts gesunne hat wie das annere, bitahs eins is schmarter wie das annere. Wenn dann jedes seine Ghts gefant hat, dann hat der Rumpus gefahrt. Die am wenigste hatte, hen verlanet, daß die annere von ihre Ghts aufgeworfe stelle, un wenn die reffjuht hen, dann hen mer uns gehau for sehr, bis dann endlich der Pa mit seine große Fieß dagmische getrete is un die Feitersch ihre Ghts all abgenomme hat. So is oft der schöne Dag mit e großes Dispeunentment zu End gange. Was is heutzudag von die Jhrtre für die Kids inower gelimwe? Hat molich. Niemand von se duht an die Jhrtre rabbitt glawe. Wenn se e paar Eheprepnies hen, dann taufe se sich in den Rehdiehr Rehdieher un das is all was se for lehre. Wenn mer auch als Na dazu tende wollt, die schöne alle Sitte aufrecht zu erhalte dann lönt mer es gar nit, bitahs es gibt seine Ghts mehr. Wenn mer sich se nit selbst lege lasse kann von die Schidens, dann muß mer en Preis dafor bezahle, daß em die Ohre steil sehn un mer lönt dann gred so gut Jedem von die Kids en Deimemring kaufe. Un dann noch e anneres Ding, wer hat bei jedes Ght den Rist, daß es e bähd Ght is. Ich kann nit sehn was das noch gewide soll.

Der Philipp, was mein Hossband is, der will alles so gut wisse un mit den hen ich emal in Riegard zu die Ghts gesproche. Er hat gesagt, in die erschte Lein dehte die Schidens nit mehr so viel lege, als wie früher. Die Schidens hätte auch Menschenverstand triegt. Se dehte dehte, for warum sollte sie so bumm sei, sich mit die Arbeit zu batters, bloß for den eine Riesen daß mir Mensch ebtes gutes zu esse hätte. Wenn sie for ihren Trubel wenigstens e wenig mehr konfideret getriet dehte wern, dann wolle se noch gar nids sage, awer wie dehte se denn von die Mensch behandelt wern? For Futter mühte se sich selbst sude, aus jeden Wetschitel-Garde dehte se verdrimwe wern, aus Angst, daß se verhebe e paar Lettsblättcher abnapere dehte. Un wenn so e armes Schiden in die Nacht in sein Driem emal e wenig gader deht oder un Ruhster, wo doch sozusege das Haupt von die Familch wär, deht morgens früh, wenn er ausgeschlase hat, sei fröhliches Aiderkie erlöne lasse, dann deht die Bolizei einfachreite un der Babs müht die Schidens abschaffe, bitahs die Rehbersch dehte komplehne, daß se aus ihren Schlaf geförd dehte wern. Das war awer noch nit alles; wenn sich so e armes Schiden sei ganges Leve lang mit den Eierlege gebattert hält, dann deht eines Doges der Babs komme un deht ihm den Klapp abhade. For so e undantbare

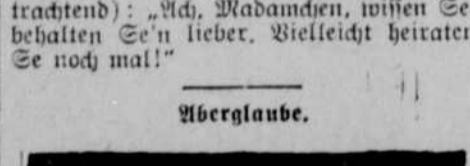
Gesellschaft brächte se sich auch nit zu schärfse un das war der Piesen, warum se nit mehr soviel Ghts lege dehte wie früher — e Riefolt von die immer weiter schreitende Ziehoehlfiaction. Dann is noch e ander Ding, hat der Philipp gesagt; wenn die Schidens wirklich emal den Rappet triege Anwerzeit zu schaffe un zu lege, als ob se die Welt biete wollt, dann mühte die viele Eier in Kold Storetsch gelegt werde, for daß se nit speule dehte, das deht awer Geld koste un die Schidens mühte off Kohrs von den Pöblit bezahle werde; mer lönt doch nit von die Dielerisch edspette, daß sie die Piobels e Fehler dühn un auch noch die Schidens bezahle solle. Da hen ich gesagt: „Schottabb, Philipp“, hen ich gesagt, „du machst mich nit un teiert mit dein Taht; die Schidens lege grad noch so viel wie früher un es sin nur die Mensch wo den Preis so schredlich in die Höh schrauwe, bitahs se könne nit schnell genug reich wern.“ Ich hen awer mein Meind aufgemacht. Ich schaffe mich Schidens an un dann wolle mer emal sehn, ob mir nit jeden Dag un fere gute Ghts hen könne, mitaus daß mer so schredliche hohe Preise for bezahle misse. Morgen gehn ich un taufe mich die Schidens un ich will, daß du mich en Schidenkuph sidde duhst. Die annere Arbeit will ich un die Bunde duhn.“ Da hat der Philipp gesagt: „Ahrecht ein ahn“, un jeht wolle mer emal sehn wie das Ding schaffe duht. Mit beste Riegards Yours Lizzie Hanfstengel.



„Verstehen Sie denn auch mit Kindern umzugehen?“



„Den Hut schenk' ich Ihnen! Er ist von meinem seligen Mann. Vielleicht paßt er Ihnen!“



Aberglawe.



„Auf dem Rasenball.“

Dame (zu einem sie verfolgenden Domino): „Mein Herr, Sie scheinen mir ein recht lofer Strich zu sein!“ Domino: „Sehr wohl, schöne Maske, darum suche ich ja eben eine Anknüpfung!“ Scherzfrage. „Warum trinken die Frauen weniger als die Männer?“ „Weil sie beim Trinken nicht redev können.“

Hinter den Kulissen.

Als der französische Dramatiker Octave Mirbeau noch ein sehr junger Mann war, veröffentlichte er unter dem Titel Halbmenschen einen Artikel, in dem er über die Eitelkeit der Komödianten manch tröstlich Wörtlein zu sagen wußte. Der Artikel erregte einen Sturm des Unwissens unter den Pariser Künstlern, aber etwas wesentliches zu erwidern wußten die braven Leuten nicht. Es ist eben noch heute eine kaum zu leugnende Tatsache, daß nur ganz besonders kräftige Naturen und starkes Intelligenz dem die Eitelkeit steigenden Einflüsse zu widerstehen vermögen, den die Schauspielerei auf jeden ausübt. Der Schauspieler soll sich in jeden anderen Charakter hineinzufinden wissen, und das neue Wesen wird ihn bald brüden wie ein zu enger Schuh, bald fällt un ihn herumschlotten wie ein zu weites Gewand. Auf der anderen Seite muß der Schauspieler jeden Abend aufs neue mit Einseitigkeit seiner ganzen Persönlichkeit un den Erfolg kämpfen. Der Dichter, der Maler, der Bildhauer bieten dem prüfenden Auge der Menge nur ihr Wert, nur ein Stück, das sich losgelöst hat von ihrem Wesen und als freie Schöpfung erscheint, hinter der die Persönlichkeit des Schaffenden distrikt verschwindet. Anders der Schauspieler. Seine Kunst ist er selbst, das Kunstwerk, das er schafft, ist sein eigenes Ich. Kein Wunder darum, daß bei den meisten Schauspielern, je länger sie ihre Kunst ausüben, ein geistiges Selbstbewußtsein sich geltend macht, das oft in Eitelkeit und Selbstbetrückerung ausartet. Das alles ist freilich zum größeren Teil ein Fehler des Berufes und nicht der Persönlichkeit. Deshalb muß man den Schauspieler, der nicht immer Einsicht genug mitbringt, den zerrütenden Einflüssen seines Berufs energigsten Widerstand entgegenzusetzen, oder bedauern als verurteilen. Am unfruchtbarsten ist dies egoistische Herordnungen der Persönlichkeit natürlich für die Kunst selbst, die nur nebenbei kann, wenn sie von reifen, in sich abgeklärten und gefesteten Menschen gepflegt wird. Um dieses Ideal zu erreichen, mühten wir freilich mehr Künstler und weniger Komödianten haben.

Widdernde Umstände darf man der Komödianten - Eitelkeit also immerhin zuzilligen, so störend und aufdringlich sich ihre Aeußerungen auch geltend machen. Charakteristisch für ihr oft über jedes Maß gesteigertes Selbstgefühl ist, daß die meisten von ihnen unter allen Umständen ihre Memoiren schreiben müssen. Der leuchtende Mittelpunkt solcher Aufzeichnungen, die Achse, um die sich alles dreht, ist selbstverständlich der Schreiber selbst. Was sonst in der Welt vorgegangen ist in der Zeit, da er lebte und mimte, davon spricht er kaum. Aber gewissenhaft verzeichnet er jeden Lorbeerzweig, der ihm geworfen, jeden Oubli, der ihm verliehen, und jedes leuchtende Wort, das von irgend einem gekrönten Haupte einmal zu ihm gesprochen wurde. So erzählt der berühmte Tenorist Roger in seinen Memoiren über ein Gastspiel in Berlin. „Der König von Preußen und der König von Bayern kamen eigens aus Potsdam herüber, um mich zu hören. Der König von Preußen winkte mir freundschaftlich zu, und als ich gerufen wurde, trat er bis an die Brustung seiner Loge vor, um mir zu applaudieren.“ Aus Mey, das damals noch französisch war, weiß Roger über ein Fest zu berichten, das ihm von begeisterten Artillerieoffizieren gegeben wurde. Im Verlauf dieses Festes habe sich die Begeisterung für ihn derart gesteigert, daß die Offiziere ihre Hemden zuzogen, sie in Brand steckten und die brennenden Hemden vor den Fenstern anhängen. Herrn Rogers Worte in Ehren, aber man muß schon ein Komödiant oder gar ein berühmter Tenor sein, um so etwas zu erleben.

Bekannt ist die Anekdote von dem ersten Zusammentreffen zwischen Ludwig Barnay und Ernst Hoffart. Barnay war schon ein Künstler von Ruf, und Hoffart wußte das ganz genau. Trotzdem begrüßte er den Kollegen, als dieser ihm vorgestellt wurde, nur mit den vernünftigen Worten: „Auch beim Theater?“ Ludwig Barnay selbst hat seine Erinnerungen in zwei biden Bänden niedergelegt, die natürlich kaum ausreichen, seine phänomenalen Erfolge auf allen deutschen und ausländischen Bühnen gebührend zu würdigen. Mit Vorliebe erzählt Barnay, darin, wie sein Kommen, wo er auch gastierte, die erbeingeessenen Künstler an die Wand gedrückt habe. So berichtet er, wie er 1884 am Dresdener Hoftheater gastierte. Er habe sich dort hauptsächlich deshalb nicht sehr engagieren lassen, weil die zitternde Versorgung für sein Rollenpaar den dort alt gewordenen Schauspieler Karl Worth zu allerlei, übrigens ganz vernünftigen und unnützen, Segendemonstrationen veranlaßt. „Mit vieler Betonung rief er mir sein „y suis j'y reste“ entgegen.“ Ueberhaupt äußert sich Barnay über Kollegen, die sich ihm irgendwie mißliebige gemacht haben, speziell über Sigwart Friedmann, nicht gerade in freundschaftlicher Weise.

Die Kollegen und die Konturrenz, die sie machen, sind ja den meisten Künstlern ein Dorn im Auge, denn ihre Eitelkeit verlangt kategorisch, daß

das Publikum keine anderen Götter habe neben ihnen. So erzählt der Komiker Laffouche von der Zeit, als er am Gaitte-Theater in Paris engagiert war, eine niedliche Anekdote von der berühmten Dejazet, die 1857 im Gaitte gastierte. An derselben Bühne war eine Schauspielerin Leontine Rougemont tätig, die sonst nicht ohne Erfolg das Fach des gezeierten Gastes spielte. Diese Leontine Rougemont hatte die Naivetät, zu ihrer berühmten Kollegin zu sagen: „Wissen Sie auch, daß ich die Dejazet vom Boulevard du Temple genannt werde?“ Worauf die echte Dejazet kühl erwiderte: „Das wundert mich weiter nicht! Der Herzog von Orleans hat in seinem Stall eine Stute, die er Dejazet nennt.“ Die gekränkte Eitelkeit teilt bei Komödianten oft die wunderbarlichsten Blüten. In Olmütz verließ vor einigen Jahren ein Fräulein B. ihr Engagement, weil sie sich von einem dortigen Kritiker ungerecht rezensiert glaubte. In ihrer Abschiedsvorstellung hielt sie zum Schluß an das Publikum die folgende Ansprache: „Die Muse hat es sich gefallen lassen müssen, die Säulen ihres Tempels in einem Kubital gerändert zu sehen; er war bisher mein Glück, ich fühle mich darin heimisch und zufriednen, bis mich eine grausame Feder mit dem Giftgeschick daraus vertrieb.“ Der Charakterspieler Otto Lehfeld war bekannt dafür, daß er sich nach Schluß der Vorstellung nur schwer von der Bühne aus der eben gespielten Rolle herausfinden konnte. Eines Abends war er in Weimar als König Richard III. aufgetreten. Als er nach Haus kam, sagte ihm seine Frau ein etwas mißrathenes Briefleat vor. Lehfeld leistet davon, schledert dann den ganzen Teller wütend auf die Erde und ruft empört: „Und das soll ein Essen für einen König sein?“ Als Gegenstück zu diesen kleinen Zügen komödiantischer Eitelkeit sei zum Schluß noch erwähnt, daß es auch einmal einen bescheidenen Bühnenkünstler gegeben hat. Dieser seltsame Vogel hieß Caspare Pachiarotti, war Sänger und ist in Padua allerdings bereits im Jahre 1821 gestorben. In seinem Testament, das er wenige Stunden vor seinem Tode diktierte, steht folgendes zu lesen: „Als Beweis dafür, wie sehr ich die erhabene Gesangsart stets bewundert habe, gebe ich allen Sängern, die nach mir kommen, nachstehende Rathschläge — allerdings in der festen Ueberzeugung, daß niemand sie befolgen wird. Erstens: Gehe du vor das Publikum trittst, prüfe dich sorgfältig, ob deine Mittel auch ausreichen, ihm zu gefallen. Zweitens: Sei streng gegen dich selbst und traue nie dem Lob der Kollegen. Drittens: Tritt nie vor den Vorhang, wenn du nur von vier oder fünf Personen gerufen wirst. Viertens: Wenn du detonierst, gib nicht dem Orchester die Schuld. Fünftens: Schreibe nie selbst, und veranlasse auch nicht andere, dich in den Zeitungen zu loben. Sechstens: Sagt dir jemand, geh vom Theater ab, du paßtst nicht dahin, so falle ihm um den Hals. Er ist dein wahrer Freund.“ Solch ein weiser Rath unter den Komödianten ist gewiß die größte Seltenheit. Ich fürchte, wir werden nimmer seinesgleichen sehen!

Im tiefen Keller.

Als ich das vorige Mal das schöne Lied „Im tiefen Keller“ sich hier“ so recht aus voller Brust singen hörte, da stand ich droben auf der Ebernburg bei Münster am Stein. Einer von drei fahrenden Gesellen, die von Heidelberg aus, die schöne Rheinpfalz durchwandernd, Niddeheim zustrebten, schmetterte es in das Thal des goldenen Rheinsweins hinab. Wir tamen ob dieses „Unstimmigkeit“ in einen lustigen Streit über die Frage, wo es sich besser trinke, oben auf Bergeshöhe, hoch über der Erde Sorge und Alttag, oder unten im tiefen Keller, wohin kein Ton der Außenwelt dringt? Die Ansichten gingen sehr verschiedene Wege. Zeit und Ort, Alter, Charakter und Beruf wurden mit in die Debatte gezogen und schließlich kam es zu einem Vergleich: § 1. Getrunken wird allemal. § 2. Oben freudiger. § 3. Unten gründlicher. § 4. Ausnahmen bestätigen die Regel! Ein tiefer, kühler Keller war schon im alten Aegypten, bei den Israeliten, in Hellas und in Rom der Stolz des Hauses. Aber die Poese des Kellertrunks ging erst dem deutschen Mittelalter auf. Der Kellerkühler gebührte dem Hausherrn, und stieg er hinunter, um einen guten Tropfen zu zapfen, so war das ein weiblicher Augenblick. Was dem einzelnen Bürger recht, war der Gemeinschaft der Bürger natürlich billig. Das ganze Mittelalter hindurch waren die „publique“ Keller (die Stadt- und Rathauskeller) die besuchtesten und vornehmsten Trinkstätten. In ihnen führte der Kellermeister ein gar strenges Reglement. Rathsherren, Edle sonderten sich von den Bürgern, nicht selten den Wein, jenen das Bier zuerteilend! Für vornehme Gäste gab es eigene Gemüthe und lauschige Ecken, oft mit einer kunstvoll aus Glas oder Schmelze gefertigten Rose am Kreuzgewölbe, wo dann ganz im Vertrauen — sub rosa — der hochmögliche Bürgermeister mit dem taiferlichen Burgvogt gewichtige Reden tauschte. Dst genug

gab es im Keller Zant und blutige Köpfe, und daher war in vielen Städten das Waffentragen im Ratskeller verboten.

Dem schönen Geschlecht verschloß man nicht immer die Thür und das war sicher zum Vorteil des Umfahes, denn damals tranken die Frauen anders wie heute! Was so einer fürfälligen Dame an Wein und Bier geliefert werden mußte, wenn sie einmal eine Stadt durchkreiste, ging nicht nach Glas und Flasche, sondern nach Eimern und Fässern! Es ist bekannt, daß die schöne Whitippine Welfer jedem ihrer Gäste — und deren waren nicht wenige, denn sie war eine Freundin der Geselligkeit — mit einem Bahagas rothen Titolers zutrat, und daß die Ritter sie zu häufiger Wiederholung dieses Willkommens veranlassen, weil sie eine so feine Haut hatte, daß man sah, wie der Wein ihr durch die Kehle rann.“

Magistrat und Landesherr waren Weinhandlör mit bedeutendem Umfah und Lager und überboten sich gern in „großen Fässern“, von denen viele noch heute berüht sind. In ihnen kelterten führte der Humor eine unumschränkte Herrschaft, „mitgegangen, mitgefangen“ hieß es, ein Nachtragen der oft recht berben Späße sollte nicht sein. Launige Sprüche und Lieder, Kartens- und Würfelspiele und die verwickelten Trintvorschriften wurden hier geboren. Drollige Bier- und Weinnamen gab es in jeder Stadt, wie z. B. Kloy-milch, Biet den Kerl, Gutgut, Mah-noh, Nord und Totschlag, Surlus, Kräger, Dreimännerwein. Dazu gehörten natürlich ebenso merkwürdige Trintgefäße. Eine Chronik aus dem 16. Jahrhundert bemerkt darüber: „Heutigen Tags trinken die Weltkinder und Trinthelden aus Schiffen, Windmühlen, Laternen, Sackpfeifen, Schreibzeugen, Büchsen, Krummhörnern, Weinnagen, Weintrauben, Wepfeln, Birnen, Affen, Pfauen, Bauern, Todtenhädeln, Bären, Löwen, Hirschen, Koffen, Straußen, Katzen, Schwänen, Schweinen und anderen ungenöthlichen Trintgefäßen.“ Von diesen Beckerformen kommen die Bezeichnungen für die Stadien und Folgen des Raufes: Spiz, Affe, Bär, Kater! Bei vielen dieser Gefäße, besonders bei größeren, zum Antrunk bestimmten, war irgend ein „Scherz“ angebracht. Neigte der Trinter z. B. einen silbernen Pfau zu sehr, so schlug ihm die schweren Flügel um die Ohren; oder unterhalb der Trintstiele befanden sich kleine Löcher, die der Eingeweichte mit dem Daumen oder mit breiter Unterlippe zuschloß — dem Neuling aber lief das Raß aufs Gewand! Das grüne Gemölbe in Dresden enthält viele derartige Scherze und im Berliner Märkischen Museum befindet sich der berühmte Raßherrnbecher aus Lippesne, ein Glasbläser von anderthalb Fuß Höhe und dreiviertel Fuß Durchmesser, der die Inschrift trägt:

Quis bibit ex negos Ex trinitibus incipit ille.

Sonst wärd die jungen Rathsherren nie zu einer frischen Blume gekommen!

Die Gegenwart hastet über die alte Gemüthlichkeit hinweg. Es werden auch heute noch Rathskeller gebaut, aber sie sind so neumodisch, daß der alte trinkbare Genius loci schauernd entweicht. Heute will der Bürger in Pöläschen trinken. Wirklich alte Keller sind nur noch wenig in Betrieb. Zu nennen wären die Ratskeller zu Gera und in Bremen, das Schifferhaus in Lübet, das Haus Seefahrt in Bremen, der Schweidnitzer Keller in Breslau, die Lux-Höhe in Elsch, Auerbachs Keller in Leipzig, Eberhartzkeller in Wien, Lutter und Wegener in Berlin. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß wenn auch die Keller der Zeit vielfach zum Opfer fielen, im deutschen Lande nicht auch keuchfröhliche Laune und trintfeste Sehaftigkeit verloren gegangen sind. Oh nein!

Noch gibt es einen Rest Kellerepoese und wirklich tiefe Keller. In allen Weingegenden zumal findet man noch solche oft weit in das Felsengestein getrieben und von Sagen umwoben, wo sich der Fässer Reihen endlos dehnen. Oder man stößt auf ein unterirdisches Plätzchen, das sich „Privatkontor“ nennt und das nur Auserwählte betreten dürfen. Mitunter höchst einfach, mitunter aber auch sehr üppig eingerichtet, sind diese geheimnißvollen Winkel stets bereit, die Perlen des Kellers in das hellste Licht zu setzen. Marten kemma da zutage, Marken! Auch mancher Privatmann hat sich in seiner Villa ein weinfeuchtes Burgverließ geschaffen — wie in Teael ein bekannter Berliner Pöbendichter in höchst eigenhändiger Arbeit — und ich behaupte, es gibt in jeder großen und kleinen Stadt solche heimlichen Weinwinkel, seien es auch nur kleine Stübchen hinter Apotheker- oder Kaufmannsläden. Wer sie gefunden hat, sei dankbar und verschwiegen! Sie bergen oft Köstliches als die Londoner Dods und die goldstrotzenden Prunkkeller der amerikanischen Millionäre, in denen Weinfontänen sprudeln, wie bei weiland Kaiser Franzens Krönung in Frankfurt am Main.

Kurzschicht.

Daisy: „Was macht denn der Professor bei den Rosen im Garten? Sucht er Blattläuse?“ Dolly: „O nein, Er ist sehr kurzschichtig. Er sieht sich nur die Gegend an.“

Unglücksfälle von Eisenbahn-Angestellten.

Im Bericht des Arbeitsamtes, Abtheilung für Handel und Arbeit, findet sich eine Abhandlung über Unfälle, die in der Zeit von 1888 bis 1907 den Eisenbahnangestellten im Staate New Jersey im Dienste zugefallen sind. Die Aufstellung gründet sich auf sorgfältiges Quellenstudium nach den Berichten der Kommission für zwischenstaatlichen Handel und der verschiedenen staatlichen Eisenbahn-Kommissionen, und hat den Zweck, einmal eine genaue Uebersicht über die Gefahren des Dienstes und die Häufigkeit und Art der Unglücksfälle unter den Angestellten der Bahnen zu gewinnen. Es ist schon so viel davon die Rede gewesen, daß es eigentlich nie bekannt wird, wenn den Bahnbeamten selbst etwas zustoßt, außer wenn gerade ein bedeutenderes Unglück vorliegt, und auch dann werden die Beamten nur so nebenbei erwähnt, weil ja in solchen Fällen den übrigen Verunglückten gegenüber ihre Zahl verschwindet. Nun ist aber schon von manchen Seiten darauf aufmerksam gemacht, daß der Eisenbahndienst an und für sich, auch ohne besondere größere Unfälle, fortwährend Opfer fordert, und daß man in der Öffentlichkeit diese Opfer zu wenig beachtet, hie und da freilich auch zu hoch einschätzt und übertreibt. Dadurch kommt diese Seite der Unfallstatistik aber in ein ganz falsches Licht und deshalb ist es gut, daß einmal der Anfang gemacht wird, einen klaren Begriff von der Sache zu gewinnen.

Es handelt sich in dem vorliegenden Falle zunächst um ein verhältnismäßig kleines Gebiet und um einen Zeitraum von 20 Jahren. Das darf man nicht verwechseln, wenn man die Zahlen liest, die für die Zeit sowohl wie für den Raum eine erschreckende Höhe aufweisen. Ermittelt wurden durch die Untersuchung in dem genannten Zeitraum im Staate New Jersey 18,555 Unglücksfälle, wovon bei 18,002 die Ursache angegeben war. Durch Vertheilung der Unfälle auf die verschiedenen Beschäftigungsweige, wie Stationsbeamte, Zugbedienstete, Werkleute, Aufsichtsbemte, Frachtarbeiter u. s. w. ist die Möglichkeit gegeben, auch die größere oder geringere Gefährlichkeit der einzelnen Dienstweige und die Verantwortlichkeit der einzelnen Beamten festzustellen. Da finden wir, daß von den Unglücksfällen, denen Bahnangestellte außer den Stationsbeamten, Werkleuten und Zugbediensteten zum Opfer gefallen sind, 93.9 Prozent durch fahrende Züge, Lokomotiven oder Wagen veranlaßt wurden, während der Tod von Stationsbeamten in allen Fällen, der von Werkleuten zu 85.3 Prozent, und von Zugbeamten zu 95.6 Prozent auf diese Ursachen zurückzuführen ist. Von sämtlichen in Frage kommenden Unglücksfällen kamen 93.5 Prozent auf Rechnung von fahrenden Zügen, Lokomotiven und Wagen. Aus der Ursache der einzelnen Unglücksfälle geht hervor, was ja auch schon bei anderen Bahnunfällen verschiedentlich hervorgehoben ist, daß eine ganz bedeutende Anzahl der Gleichgültigkeit oder dem Leichtsinn, wenn nicht gar strafbarer Fahrlässigkeit und Pflichtverletzung der Angestellten zur Last fällt. Die Gewohnheit kumpft eben ab und die ewig drohende Gefahr macht den Menschen gleichgültig gegen sein eigenes Leben und gegen das seiner Mitmenschen. (Ws P.)

Erklärung.
„Sie meinen, die Weiber widersprechen immer den Männern — ich erkläre Ihnen: wenn ich eine gefragt habe, hat noch nie eine „Nein“ gesagt!“ „Wer sind Sie denn, daß Sie sich in unfer Gespräch mischen?“ „Ich bin — Standesbeamter.“

Seirathskunst.
„s ist doch merkwürdig: Raum zwei Monate geht Geheimraths Gretze zu Professor Spachler in die Kaffeunde, und schon ist sie verlobt!“ „In der Einladung zur Theilnahme an dem Kurius war ja auch ausdrücklich gesagt: „Unterweisung im Freien!“

Eine bekannte Kleidermacherin behauptet, daß die best gekleideten Frauen die prächtigsten Ausfichten haben, die Herzen der Männer zu erobern. Das mag sein, aber wenn die Männer später die Rechnungen der Schneiderinnen zu sehen bekommen, gehen die Frauen oft der Herzen der Männer wieder verluftig.

Wendtschein-Whiskey, der kürzlich von Bundesbeamten beschlagnahmt wurde, enthielt, wie die Analyse feststellte, rothen Pfeffer, Karbolsäure und Tabatsaft. Kein Wunder, daß die Beantwortung der Frage, was Whiskey ist, der Regierung so viel Schwierigkeiten macht.

Zwei neunzigjährige Russen haben sich wegen einer auch nicht mehr ganz jungen Wittib geschlagen. Nun nennt noch jemand Rußland eine kühle Gegend.

In Saginaw, Mich., lebt ein Mann von neunzig Jahren, der den Galleschen Kometen bei seinem Erscheinen vor 75 Jahren von einem Hügel aus beobachtete. Na, die Freude, wenn sich die beiden alten Herren nächsten wiedersehen!